

Rede zum Wilhelm Raabe Preis

Lieber Herr Oberbürgermeister Ulrich Mackuth, lieber Herr Intendant Willi Steul, lieber Hubert Winkels, stellvertretend für die Jury, liebe Gäste.

Es ist mir eine außerordentliche Freude und Ehre, heute den Wilhelm Raabe Preis in Empfang zu nehmen. Ich war bislang davon ausgegangen, dass ich aufgrund meiner Nebentätigkeiten im unterhaltenden Gewerbe für Literaturpreise per se nicht infrage käme, oder, schlimmer, dauerhaft in der Kategorie *Pop-Literat* abgelegt wäre. Umso erfreulicher, dass die Jury ohne Ansehen der Person entschieden hat, sondern aufgrund von Lektüre.

In meinen bisherigen Büchern, von *Fleisch ist mein Gemüse* 2004 bis *Junge rettet Freund aus Teich* 2102, habe ich mich überwiegend aus meinem biografischen Fundus bedient. Diese Zitrone war irgendwann ausgequetscht. Außerdem wollte ich allein schon aus sportlichen Gründen einen Sujetwechsel wagen. Und endlich auch mal weg von der ersten Person Singular, in der ich mich viele Jahre häuslich eingerichtet hatte.

Da ich vermute, dass die wenigsten von Ihnen die Gastwirtschaft zum goldenen Handschuh aus eigener Anschauung kennen, lassen Sie mich zunächst auf diesen Hauptschauplatz des Romans eingehen.

Der goldene Handschuh, Hamburger Berg 2, ist eine 24-Stunden-Kaschemme im Epizentrum des Hamburger Kiezes, ein traditioneller Treffpunkt der Elenden, Verrückten, Säufer, Verlorenen; daran hat sich seit 1962 nicht viel geändert. Der Handschuh ist auf eigentümliche Weise aus der Zeit gefallen, in Jahrzehnten hat sich dort nicht viel geändert. Die Kneipe wird zwar alle paar Jahre rundumerneuert, aber, und das ist der Trick, so, dass man es nicht sieht. Der amtierende Wirt Sascha Nürnberg, Enkel des Gründers Herbert Nürnberg, erklärte mir mal, seine Klientel würde sichtbare Veränderungen durch Wegbleiben quittieren.

Ich bin 2009 mehr oder weniger zufällig dort hineingeraten, und schon dieser allererste Abend wurde für mich zu einem hochnotkomischen, verrückten, rätselhaften, unwiederholbaren Erlebnis. Im Laufe der nächsten Monate stieg ich von einer Art Zaun- zu einer Art Stammgast auf, Anschluss findet man, besonders wenn man alleine ist, hier geradezu blitzartig. Bald schon stand fest: Du musst was draus machen aus diesem Mikrokosmos. Da aber eine Episodensammlung allein einen Roman nicht trägt, kam ich auf die Geschichte des Frauenmörders Fritz Honka, der hier seine sämtlichen Opfer kennenlernte. Rolf Bossi, der Verteidiger Honkas, meinte damals, Honka sei ohne Hamburg nicht denkbar; ich würde noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, dass er ohne den goldenen Handschuh nicht denkbar gewesen wäre.

Den Namen Honka habe ich im Juli 1975 zum ersten Mal gehört, als Dreizehnjähriger. Es galt damals, ein besonders tiefes Sommerloch zu stopfen, und so verging wohl kein Tag, an dem die Bildzeitung nicht eine erfundene oder wahre Monstrosität rund um den Fall auf Seite eins gehievt hätte. Die legendärste Schlagzeile ging so: HITZE-HONKA-HSV. Und an unserer Schule erfreute sich schon bald der sog. Honka-Gruß einer gewissen Popularität: Man reichte sich die Hände und vollführte eine sägende Bewegung. Der schwarze Mann meiner Jugend, das kam nun alles wieder hoch in mir.

Ich wollte diese Geschichte also verarbeiten, einen historischen Tatsachenroman schreiben. An die Fakten würde ich schon irgendwie gelangen. Aber wie muss so ein Buch *klingen*? Ich hatte interessanterweise von Anfang an einen ganz speziellen Sound abstrakt im Kopf, aber absolut keine Ahnung, wie ich praktisch dort hingelangen sollte. Bevor ich einen Text

beginne, stelle ich mir immer vor, dass dieser bereits fertig ist, perfekt, absolut, und ich lediglich das ausführende Organ bin, der stumme Diener, der das gefälligst korrekt aufzuschreiben hat.

Ja, es ist wahr, der Ton macht die Musik. Mir schwebte nämlich einer vor, der, ohne die Figuren zu verraten oder sie lächerlich zu machen, *auch* unterhaltsam, trotz der abgrundtief traurigen Begebenheiten stellenweise sogar komisch sein sollte. Denn deprimierte Autoren, die deprimierende Bücher schreiben, gibt es ja schon genug. Ich habe mich übrigens nicht aus überbordender guter Laune dafür entschieden, komische Bücher zu schreiben; dann wäre ich womöglich in der Comedy havariert, der allerverachtenswertesten praktischen Spielart der Komik. Nein, Humor bedeutet mir Hilfe, gelegentlich Notwehr, anders gesagt: Humor als Antwort auf Melancholie, um eben diese zu überwinden.

Allerdings habe ich bei der ersten, etwa 600 Seiten starken Fassung meines Romans bald gemerkt, dass der Spielraum fürs Komische denkbar gering ist. Ein großer Fehler wäre beispielsweise gewesen, Pointen zu setzen; der Humor, der für manche Leser eventuell gar nicht als solcher kenntlich ist, muss aus den Figuren heraus kommen, aus ihren Gedanken und Gesprächen. Das hatte ganz genau, wortwörtlich, zu geschehen, schon kleinste Ungenauigkeiten hätte der Text nicht verziehen.

Diese 600-Seiten-Materialsammlung habe ich dann in mehreren Durchgängen gelichtet, sortiert, eingedampft, bis ich selbst dem Text irgendwann *geglaubt* habe. Wohl nicht zu Unrecht. Das vielleicht schönste Lob zollte mir dann auch der *damalige* Wirt des goldenen Handschuh, der heute 77-jährige Jörn Nürnberg, der, als er von meinem Vorhaben Wind bekam, zunächst sehr skeptisch gewesen war. Am Tag der Pressekonferenz hat er mich aber beiseite genommen und gesagt: „Mensch Heinz, hassu gut gemacht. Genauso war das damals.“

Mehr geht, glaube ich, nicht.

Oft werde ich gefragt, ob ich Verständnis für Honkas Taten hätte oder ihn irgendwie sympathisch fände.

Natürlich nicht.

Nach allem, was ich über ihn weiß, war er so ziemlich der unsympathischste Mensch, der sich denken lässt. Aber das spielt keine Rolle, denn es ist doch die vornehmste Aufgabe eines Autors, mit seinen Figuren mitzufühlen. Ich möchte in diesem Zusammenhang die Gerichtsreporterin Peggy Parnass zitieren: „Honka, dieses ärmste aller armen Würstchen, hatte *auch* noch das Pech, zum Mörder zu werden.“

Das bringt es auf den Punkt.

Um mich in die Frauen hineinzusetzen, habe ich oft an meine Großmütter gedacht, einfache Frauen, die wie die Honka-Opfer der Kriegsgeneration angehörten. Mit nur einigen falschen Weichenstellungen hätte es bei denen nämlich auch schief laufen können.

Bevor ich mit dem Schreiben beginnen konnte, bedurfte es einer gründlichen Recherche. Zunächst habe ich beim Hamburger Staatsarchiv einen Antrag auf Einsicht der bis dahin unter Verschluss gehaltenen Prozessakten gestellt. Vermutlich bin ich seit 1976 der Erste, der die 18 Ordner durchforstet hat.

Im zweiten Recherche-Block habe ich mich mit dem Hamburger Reedermilieu beschäftigt. Denn der, übrigens fiktive B-Plot handelt von der entgegengesetzten gesellschaftlichen Sphäre, den Reichen und Schönen: Würde der Roman in Frankfurt spielen, wären es wohl Banker geworden, in Hamburg sind es nun mal die Reeder. Diese zweite Ebene war nötig, da selbst robusten Lesern nach zig Seiten Honka-Wahnsinn doch etwas elend hätte zumute werden können. Und die sehr rustikale Sprache im Handschuh-Milieu wäre auf Dauer auch etwas öde geworden.

Es spielte mir für meine zweite Erzählebene in die Karten, dass sich in den sechziger und

siebziger Jahren gewaltige Umwälzungen in der Schifffahrt ereigneten, Stichwort Containerrevolution. Das mit Hilfe eines Informanten zu recherchieren, war eine *spannende* Angelegenheit, um das dumme Wort auch mal unterzubringen.

Und nicht zuletzt galt es darzustellen, dass das Elend auch in den höheren Ständen zu Hause ist, sich dort nur etwas vornehmer ausdrückt. Dürfte bekannt sein, kann aber nicht oft genug wiederholt werden.

Dann habe ich, und das war der umfassendste Rechercheblock, im goldenen Handschuh selbst etwa 150 Sitzungen abgehalten, und von jedem meiner Besuche emsig wie ein kleines Vögelein eine Beobachtung, einen Witz, eine Begebenheit nach Hause getragen, um daraus Dialoge zu basteln.

2012 endlich konnte ich dann mit der Arbeit am Roman beginnen. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, ein flammendes Plädoyer fürs Lektorat halten. *Mein* Lektor heißt Marcus Gärtner, und er betreut mich seit Beginn meiner schriftstellerischen Laufbahn. Gerade beim Handschuh, wo deutlich mehr Arbeit anlag als bei den Vorgängern, hat er Großes geleistet; dass das Buch ist, wie es ist, habe ich auch ihm zu verdanken. Nach meiner festen Überzeugung kann ein an sich schon ordentlicher Text erst durch ein exzellentes Lektorat zu einem sehr guten Text werden, weswegen es mir auch völlig unbegreiflich ist, wie sich manche Autoren einem Lektorat regelrecht verweigern. Vielen Dank für diese tolle Hilfe, lieber Marcus, wir bleiben uns verbunden. Verbindlich verbunden bin und bleibe ich auch dem renommierten Rowohlt Verlag, von dem ich in den ganzen Jahren so gut behandelt werden bin, wie man es sich es als Autor nur wünschen kann. Herzlichen Dank an meine Verlegerin Barbara Laugwitz, Alexander Fest für die langjährige Freundschaft und Unterstützung bei all meinen Vorhaben, und Wendy Kerstan für die herausragende Pressearbeit.

Zum Schluss möchte ich noch eine von vielen Zuschriften verlesen, die ich erhalten habe:

Hallo Herr Strunk

Meine Schwiegermutter ist Ur- Hamburgerin (geb. 1939) und aus "normalen" Verhältnissen. Vor der Lektüre hatte sie, wie wohl viele Menschen dieser Generation ein eindeutiges Bild von Herrn Honka (Monster, eindeutig schuldig, hätte man kurzen Prozess machen sollen etc.). Als sie uns letzte Woche besuchte gab sie mir das Buch mit den Worten zurück: Der Mann ist unschuldig und er kann ja nichts dafür... Ich kenne meine Schwiegermutter schon recht lange und habe sie selten (!) ihre Meinung ändern sehen, zumal bei einer Meinung, die sie schon seit 40 Jahren hat.

Vielen Dank dafür, Marc Dannenberg.

Sehen Sie: *Das kann Literatur*. Ihnen herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit